

Der Sonntagsgast.

Beilage zur „Bloomfield Germania“.

Not im Haar...

Von Friz Stöber.
Not im Haar die weisse Ase liegt da wie ein Tropfen Blut. Wie die weisse Lippen Blut ruht die weisse Hand im Schoße.
Weiß sie nicht aus ihrem Schimmer: Ihre Liebe blüht nicht mehr. Wie sie fort, sie laßt sich schwer Ueber uns wie Not undummer.

Betrug?

Ein Dialog von Leon Karof.
Im verträucherten Hinterzimmer eines kleinen Cafés des Quartier Latin.
Ein Student im ersten Semester, lauscht voll Andacht den Ratsschlägen seiner Freunde. Sie sind sämtlich viel, viel älter als er und gehören allen möglichen, unbestimmten Fakultäten an. Ihre Bekanntschaft hat er bald nach seiner Ankunft in Paris gelegentlich eines Bummels durch die Rabarets des Montmartre gemacht.
Es sind wirklich treue Freunde, im Neuesten freilich etwas vernachlässigt, mit langen, ungepflegten Haaren und vorfünftlichen Paletots, die gleichzeitig als Rod und Weste zu dienen haben, aber ihre langjährige Erfahrung und ihre unermüdbare Hingebung haben den Neuling in die leichtesten Freuden des lateinischen Viertels eingeweiht und in der schweren Kunst unterwiesen, die Familie zu immer neuen Geldsendungen zu veranlassen.
Leider scheint die Familie seit einiger Zeit von plötzlicher Taubheit befallen zu sein, denn sie schickt dem kleinen Studenten nur noch gute Ratsschläge. Seine Freunde haben ihn daher belehrt, wie man in den Gehägen des Mont-de-Piété bei Pfandleihen und ähnlichen nützlichen Elementen nach dem Leben und seinen Genüssen notwendigen Mammon zu jagen hat.
Die Uhr des kleinen Studenten „studiert“ bereits seit acht Tagen, die warmen Kleidungsstücke, mit denen mütterliche Vorsicht seine Koffer gefüllt hatte, sind in alle vier Wände zerstreut, und augenblicklich erörtert man die Frage des Bücherverkaufs, eine Frage, die von den Ratgebern des kleinen Studenten bereits in bejahendem Sinne erledigt ist.
Der Student bekommt plötzlich Gewissensbisse: Ja, aber wenn ich meine Bücher verkaufe, wie soll ich später meine Examina bestehen?
Erster Freund: „Mach' bloß keine faulen Bißel! Hast Du vielleicht schon mal gesehen, daß ich einen Schmöker aufgemacht habe, he? (Doppeltinnig.) Nun, ich schreibe Dir, das hat mich noch niemals gehindert, meine Examina zu machen!
Zweiter Freund: „Glaubst Du übrigens, die öffentlichen Bibliotheken sind für gelehrte Hunde eingerichtet? Ein sehr angenehmer Aufenthalt, diese öffentlichen Bibliotheken! Im Winter sind sie geheizt! Wenn man einem noch was Trinktbares verabfolgen wollte, wären sie ein wahres Paradies!“
Dritter Freund: „Na und vor allen Dingen — machen wir morgen die geplante Landpartie oder nicht? Wir machen sie, nicht wahr? Nun, dann mußt Du eben Geld auftreiben!“
Die anderen Freunde (im Chorus): „Verkaufe Deine Schmöker!“
Der Student (überzeugt): „Na schön — meinnetwegen!“
Erster Freund (dienstfertig): „Soll ich Dir das besorgen?“
Zweiter Freund (ebenfalls bereitwillig, aber mit unerbittlichem Mißtrauen gegen den ersten Kandidaten): „Nein, nein! Ich werde das machen!“
Die anderen (beraten sich, gleichfalls beunruhigt, ihre Dienste anzubieten): „Nein, ich! ... Nein, ich!“
Der Student (gerührt von so viel spontaner Liebesswürdigkeit): „Ich danke Euch! Ihr seid sehr nett ... Aber ich möchte Euch nicht bemühen. Ich werde selbst verkaufen.“
Erster Freund (getränkt): „Wie Du willst, mein Lieber! Wenn Du Dein Vertrauen zu meiner Erfahrung hast ...“
Zweiter Freund (ebenfalls): „Wenn Du hoffst, mehr herauszuschlagen als ich ... In dem Geschäft ist nämlich eine gewisse Übung erforderlich, und Du ...“
Der Student: „Ihr habt mich mißverstanden. Ich will eine Auswahl treffen.“
Erster Freund: „Ach so, das ist etwas anderes! Aber höre mal, wenn Du zum Verkaufen willst, geh' zu La-pompe, Rue des Bonapartes ...“
Zweiter Freund: „Oder zu Bonaparte, Rue de la Verdie ...“
Dritter Freund: „Oder ins Antiquariat „Au den vier Fakultäten“ ...“
Der Student (die Adressen notierend): „Danke schön ... Danke bestens ... Aber ich möchte zunächst mal nach dem Quai St. Michel gehen. Da wohnt ein Antiquar — Vater Fouret heißt er, glaube ich — der einen sehr netten Eindruck macht ...“

Alle (auffpringend, heftig und böse): Zu Vater Fouret? Auf keinen Fall! ... Bloß nicht zu dem! ... Das ist ein Betrüger! ... Ein Spitzbube! ... Ein Kump! ...
Der Student erklumpt über diese Heftigkeit, deren sich plötzlich alle ein wenig schämen: Nicht möglich? ... Nun, ich danke Euch, Wirklich nett, daß Ihr mir das vorher gesagt habt! Und mir kam sein Gesicht gerade so vertrauenswürdig vor ...

Nachdem er eine enorme Last Bücher strakaus strakaus durch schleppt hat, entschließt sich der kleine Student, dem man für seine ganz neuen Bücher überall einen wahren Spottpreis geboten hat, trotz des wenig schmeichelhaften Urteils seiner Freunde, zu Vater Fouret zu gehen.
Er weiß nicht, warum, aber er ist überzeugt, seine Freunde müssen sich irren. Dieser alte Mann mit den feinen, abgetragenen Zügen und dem gültigen Blick, mit dem er oft geplaudert hat, während er in seinen Büchern herumstöberte — in den ersten Zeiten seines Studiums, als er noch Bücher kaufte, statt sie zu verkaufen! — dieser Mann kann kein Betrüger sein.
Ganz furchtsam betritt er den Laden und ist aufs höchste überrascht, einen Mann zu finden, der keine Schwierigkeiten macht, sondern sofort einen sehr annehmbaren Preis bietet.
Im Handumdrehen ist der Handel zur beiderseitigen Zufriedenheit abgeschlossen. Plötzlich erinnert sich der kleine Student an das Urteil seiner Freunde und empfindet das Verlangen dieses Käufers zu lösen.
Der Student: „Ich bin wirklich erstaunt, daß Sie mir einen so anständigen Preis gezahlt haben. Man hatte mich nämlich vor Ihnen gewarnt.“
Der Antiquar (betrachtet ihn über seine Brille hinweg mit taumelndem Lächeln): „Was Sie sagen! Was Sie sagen! ... Wer hat Sie denn gewarnt?“
Der Student: „Meine Freunde ... Ich weiß nicht, was sie mit Ihnen zu tun gehabt haben, aber sie scheinen Ihnen das noch immer nicht vergessen zu können!“
Der Antiquar (beständig lächelnd): „Wirklich? ... Gott, Geschäft ist Geschäft! Solange man es ehrlich betreibt.“
Der Student: „Ja, aber das sollen Sie gerade nicht tun, behaupten meine Freunde! ... Sie müssen sie ordentlich hineingelegt haben. Deshalb bin ich auch nicht zuerst zu Ihnen gekommen, sondern ...“
Der Antiquar (sich die Nase reibend, während er die Physiognomie des jungen Mannes studiert): „Wirklich? Die Herren haben sich erlaubt, solch' ein absprechendes Urteil über mich zu fällen? Vielleicht hätte ich weit eher ein Recht, so über sie zu urteilen?“
Der Student: „Pardon! Ich kann nicht gestatten, daß Sie in diesem Ton von meinen Freunden sprechen! ... Uebrigens wissen Sie ja gar nicht, wer sie sind, können sich folglich auch nicht erinnern, unter welchen Umständen ...“
Der Antiquar: „Da irren Sie, mein junger Freund! Ich weiß sehr wohl, was für Leute mich als Betrüger hinstellen! Die Herrschaften haben alle mit mir zu tun gehabt und alle unter denselben Umständen ...“
Der Student: „Und zwar ...?“
Der Antiquar (zögernd): „Gott! ... (Nachdem er seinen Kunden von neuem gemustert hat; augenblicklich befriedigt von dieser Prüfung.) Na, meinnetwegen! Sie machen einen so netten Eindruck, daß ich vielleicht ein gutes Wert tue, wenn ich Ihnen über die Moralität Ihrer sogenannten Freunde die Augen öffne!“
Der Student (heftig): „Ich habe Ihnen schon einmal gesagt, ich dulde nicht ...“
Der Antiquar (begütigend): „Schon gut! Kommen Sie bitte, mit! ... (Er führt ihn in den anderen Teil seines Ladens, wo Bücher zu verkaufen sind, wühlt in einem Haufen und bringt schließlich ein altes Buch noch völlig wertloses Buch zum Vorschein). Was würden Sie für diesen Band zahlen, he?“
Der Student (den Schmöker verächtlich betrachtend): „Zwei Sous ... um Ihnen einen Gefallen zu tun!“
Der Antiquar (lächelnd): „Wirklich? ... Nun, ich will 100 Sous dafür haben! Was gilt die Wette, daß ich sie noch heute bekomme?“
Der Student (schief lächelnd, ungläubig): „Sie wollen mir einreden, es könnte sich ein Dummkopf finden, der ...“
Der Antiquar (immer ironisch lächelnd): „Ich habe nicht gesagt, daß es ein Dummkopf sein soll, der ... Sehen Sie sich mal diesen Band genauer an, junger Mann!“
Der Student (blättern): „Run, ich sehe, daß er sich in einem schauer-

haften Zustand befindet, weiter nichts! ... (Erstaunt) Halt! Was ist das? Hier sind ja zwei Blätter mit den Rändern aneinander geklebt? Der Antiquar (ironisch): „Höchst seltsam!“
Der Student (betaselt mit wachsendem Staunen zwischen den beiden Blättern ein blaues Papier, dessen Bignette man durch die Blätter durchschimmern sieht). Aber ... aber ... Nein, ich irre mich nicht! ... Zwischen diesen beiden Blättern ... (Er hält die zusammengeklebten Seiten gegen das Licht.) Aber da steckt ja eine Banknote drin! ... Hören Sie mal! Sie werden mich hoffentlich einen anständigen Funderlohn zahlen? Ohne mich ... Soll ich aufreißen?“
Der Antiquar (hält ihn hastig zurück): „Weiter geht nichts! Dann müßte ich ja die schöne Arbeit noch einmal machen! ... Legen Sie, bitte, den Band wieder zurück!“
Der Student (erstaunt): „Mit der Banknote?“
Der Antiquar (lächelnd): „Ja, ja, mit der Banknote ... (Dessneist seine Brieftasche und zeigt dem kleinen Studenten, daß sie voll von käuflichen nachgeahmten „Blüten“ ist.) Wie Sie sehen, habe ich noch mehr davon!“
Der Student (erstaunt): „Aber ... ich begreife nicht? Die Banknote zwischen den beiden Blättern ist unecht? ... Und Sie haben die Blätter zusammengeklebt? ... Weshalb?“
Der Antiquar (sich die Hände reibend, mit verschlagenem Lächeln): „Was wollen Sie? Geschäft ist Geschäft! ... Und dann muß ich doch auch ein bißchen Amüsement haben. Ich habe ja so wenig Zeit! ... Also sehen Sie: jeden Tag stelle ich einen bereit präparierten Band zum Verkauf — nur einen, nicht mehr! Sie werden mir zugeben, daß ich anständig bin ... Dann warte ich, und es passiert höchst selten ...“
In diesem Moment nähert sich ein sehr toller Herr, der eine Weile in den Büchern herumgestöbert hat, dem Antiquar. In der Hand hielt er ein Buch, das der kleine Student sofort wiedererkennt. Mit einer Stimme, die er vergebens festhalten zu geben sucht, fragt er, wober Willen errotend, nach dem Preis des Bandes.
Der Antiquar (in gleichgültigem Ton): „Im, das Buch da ... Ich weiß nicht genau ... Ach so, das kostet 100 Sous!“
Der Herr zahlt sofort den verlangten Preis und verläßt mit schlafähnlicher Stille, das kostbare Buch ängstlich unter den Arm gepreßt, den Laden.
Der Antiquar (lächelnd zu dem verbüßten Studenten): „Sehen Sie wohl, wieder einer, der mich nach zehn Minuten einen Betrüger stellen wird! Und dabei — was gilt die Wette? — hätte er mir, wenn ich's verlangt hätte, auch 20 Francs dafür gezahlt!“

Ein unbekannter Degas.
Vor etwa dreißig Jahren, so erzählt der „Figaro“, hatte Degas einem seiner Modelle zum Geburtstag eine Studie ihrer sehr schönen Hände zum Geschenk gemacht. Nach vielen Jahren begegnete Degas seinem ehemaligen Modelle auf der Straße und er fragte die Frau, ob sie immer noch jene kleine Studie besäße. „Ach, sprechen Sie mir nicht davon“, sagte sie. „Als ich nicht mehr Modell stand, habe ich angefangen, zu malen. Und eines Sonntags, da alle Geschäfte für Malutenstücken geschlossen waren und ich keine Leinwand bekommen konnte, hab' ich Ihr Bild genommen und darüber ein „Stilleben“ gemalt ... Das ist bekannt geworden, und seitdem kamen immerfort Kunsthändler zu mir gelaufen und haben mir mein „Stilleben“ abgekauft ...“ Trogbem dürfte das ehemalige Modell heute allen Anlaß haben, zu beklagen, daß es an jenem Sonntag durchaus malen wollte und so das kleine Bild von Degas nicht mehr besitzt.
— Ein wichtiger Chef. Kunde: „Lassen Sie mir mal das Reuße in Krautwatten vorlegen!“
Kaufmann: „Mit Vergnügen!“
Fraulein Olga ...
Kunde: „Ach, ein anderes Leinwandreue!“
Kaufmann: „Jawohl! Auch das Reuße!“
— Schlecht angelegtes Kapital. Amtmann (jornig): „Jetzt haben wir den Fluß mit großen Kosten reinigen lassen, alle möglichen Fischsorten ausgelegt und was hat's genützt? Noch nicht 50 Mark Strafgeld für verbotenes Angeln haben den ganzen Sommer hindurch eingebracht!“
— Druckfehler. ... Sie hatte heute Unglück, die kleine Komtesse. Eben wieder ließ sie in der Hof mit ihrer schönen, großen, blauen Kasse gegen den Türpfosten!

Der Handkuß.

Stizze von Maria Kestlog.

Emil Helbling stand vor dem Toiletentisch und sah mit kritischem Blick auf sein Spiegelbild; nicht daß Herr Helbling eitel gewesen wäre, nein, darüber war der ernste Geschäftsmann hoch erhaben; die besondere Sorgfalt, mit der er seine schwatze Haarwäsche in Ordnung brachte, hatte vielmehr einen sehr wichtigen Grund: Es war doch schließlich keine Kleinigkeit, als 33jähriger Mann seine 18jährige „zukünftige“ Frau aus der Pension abzuholen! Rolle sechs Jahre wartete Emil Helbling schon auf Frida Werner; damals, als er sich allen Ernstes sagte: „Die Fridel muß meine Frau werden“, zählte das Mädchen 12 Jahre. Sie war die Freundin von Helblings jüngerer Schwester Rose. Da hieß es also warten; und Emil Helbling wartete geduldig, bis Frida Werner die Kinderkutsche absteifte und als reizender Badfisch in eine französische Pension geschickt wurde. Daß das runde, rosige Gesichtchen sich plötzlich dunkelrot färbte, als Herr Helbling ihr damals beim Abschied sagte: „In einem Jahr, Fräulein Frida, hole ich Sie heim!“ daran dachte der Mann jetzt, als es ihm doch etwas bekommen zu Mute werden wollte, wie er, neben der alten Frau Werner stehend, im Eingang der schönen Stadt Genf zufuhr, um seine „Braut“ heimzuführen.
Als er im Empfangsalon der vornehmen Pension Durocher sich Frida Werner gegenüber sah, traute er seinen Augen kaum; aus dem runden, rosigen Badfisch war eine junge Dame geworden, die ihn, wenn auch in einigiger Verwirrung, so doch mit vollem Anstand zum Willkommn beide Hände entgegenstreckte, nachdem sie ihre liebe alte Mutter mit ihrer Umarmung fast außer Atem gebracht hatte.
Frau Werner ließ die Beiden allein, um mit Fräulein Durocher alles für Fridas Abreise in Ordnung zu bringen. Nun schien es Helbling an der Zeit, sich Gewißheit zu verschaffen. Beide Hände des jungen Mädchens fassend, sah er sie mit seinen ersten glühenden Augen an, indem er sagte: „Fräulein Frida, es kann Ihnen nicht verborgen sein, weshalb ich mit Ihrer Mutter gekommen bin; ich habe auf Sie gewartet all die Jahre hindurch. Können Sie mich ein wenig lieb haben, Fridel?“
Als Fridel gar nichts erwiderte, deutete Helbling ihr Erröten zu seinen Gunsten, nahm ihren Kopf behutsam zwischen seine großen Hände und drückte den Verlobungskuß auf den roten, frischen Mund. Da kam Fridel die Sprache wieder, und sie schwärmte an den großen Mann schmeigend, sagte sie leise: „Ich habe Sie lieb, schon lange!“ Glückselig kamen Frau Werner und das Brautpaar am anderen Tage wieder zu Hause an.
Da Fridel kaum 18 Jahre zählte, beschloß man, die Verlobungsfeier ein halbes Jahr hinauszuschieben. Helbling stimmte zuerst bei; doch, als ein Monat vorüber war, fiel ihm ein, sie wollen nächsten Monat, da gerade Ostern sei, Verlobung feiern; sie können dann ja immer noch ein oder zwei Jahre bis zur Hochzeit warten! Als die Verlobungsfeier vorüber war, konnte Helbling nicht mehr recht einsehen, weshalb er noch so lange zu warten brauche; gewarnt habe er nun eigentlich genug, und es sei nur billig, daß Fridel Anfangs Herbst seine Frau werde. So wurde die Hochzeit auf September festgesetzt.
Emil Helbling frohste, als er in seinem jungen Fräulein in der schönen, neu erbauten Villa am Zürichsee einzog. Er hatte sich für das erste Jahr ihrer Ehe jedesweden Verwandtenbesuch verboten, indem er erklärte, er wolle sich in diesem Jahr sein Fräulein ganz allein erziehen, wie er sie haben wollte; dabei konnte das „Dreireden“ von Drittpersonen nur nachteilig wirken.
Am Ende des Jahres konnte Emil Helbling mit dem Resultat seiner Erziehung zufrieden sein: Fridel war ein lebenswürdiges, fröhliches Hausfrau, um das ihn seine Freunde beneideten. Er selbst nannte sich im Stillen einen Glückspilz, daß er mit seinen nahezu 40 Jahren eine solche „Perle“ sein eigen nennen konnte. Fridel war vollkommen glücklich; Helbling war ein rücksichtsloser, zärtlicher Gatte; sie liebte und verehrte ihn als den besten und edelsten Menschen auf Gottes Erdboden.
„Doch des Lebens ungemischte Freude ward keinem Irdischen zu teil.“
Zeit sechs Monaten hatte Emil Helbling in seinem Geschäft einen jungen, strebsamen Mann als ersten

Buchhalter angestellt. Da Karl Behold sich in hohem Maße das Vertrauen seines Vorgesetzten erworben hatte, lud Herr Helbling den jungen Angestellten oftmals zu einer Abendunterhaltung oder zum Sonntagnachmittags-Bee in sein Haus.
Seit einiger Zeit nun schien es Helbling, als ob der junge Mann der Hausfrau den Hof mache, und Frau Frida hinwieder lasse sich die ritterlichen Artigkeiten Karl Beholds gerne gefallen.
Nachdem Helblings Eifersucht einmal geweckt war, wachte er mit Argusaugen über jeden Blick und jedes Lächeln seiner jungen Frau. Wierzehn Tage lang entdeckte er nichts Verdächtiges und schon wollte er, von seiner bösen Laft befreit, aufatmen, als er eines Abends unerwartet ins Wohnzimmer trat, den jungen Mann vor seiner Frau stehen und ihre Hand an seine Lippen führen sah. Fridel, seine Frau, sah mit wohlwollendem Lächeln zu Karl Behold auf.
Finstern Blides und ohne ein Wort zu sagen, ging Helbling in sein Schlafzimmer, nachdem der junge Mann sich sofort nach seinem Eintreten verabschiedet hatte. Frau Frida folgte ihrem Gatten und konnte dessen Gebahren nicht begreifen: es war das erste Mal, daß er ohne „Gutenachtuß“ sich zur Ruhe legte. Bald schlief sie ein und hörte nicht, wie ihr Mann sich ruh- und schlaflos in den Kissen hin- und herwälzte.
Es war eine schlimme Eifersucht, die Helbling nicht schlafen ließ. Sobald er die Augen schließen wollte, sah er sein Fräulein in den Armen dieses Fremden, der es gewagt, den Frieden seines Hauses zu stören. Um seine Nerven zu beruhigen, zündete er eine Kerze an und sah auf seine ruhig schlafende Frau. Eine ganze Weile starrte er auf das junge schöne Gesicht. Wie sie so ruhig schlief, sah sie noch fast wie ein Kind aus. Wieder auf sein Lager zurückgekehrt, kam es Helbling auf einmal vor, als ob er ein großes Unrecht begangen, indem er dies junge Wesen in seiner völligen Unkenntnis des Lebens an sich, den mehr als doppelt so alten Mann, geteilt habe. War es denn nicht natürlich, daß sie sich zu dem jungen Behold hingezogen fühlte, ihn liebte, der im Alter auch eher zu ihr paßte? Und nun stand er, Helbling, zwischen ihr und ihm. Würde sich die arme Frau nicht wundstochen an diesen Hindernissen? — Er war plötzlich überzeugt, daß Fridel, sein reines, gutes Fräulein, ihn niemals hintergehen würde. Vielleicht war es ihr selber noch unbewußt, daß sie Karl Behold liebte! Mit dieser Erkenntnis kam ein großes Mitleid über ihn für das arme Wesen, das er um sein Lebensglück gebracht hatte. War es denn nicht seine Pflicht, ihr die Freiheit wieder zu geben; aber wie? Umsonst zermartete er sich sein Gehirn; es gab nur einen Ausweg, damit sie frei, vollkommen frei ist: er mußte aus dem Leben scheiden! Sie würde ihn vielleicht beneiden; sie war ja so gut; aber wenn ein Jahr vorüber wäre, würde sie Karl Behold die Hand reichen und ein vollkommenes Glück genießen.
Zweifel Helblings erregte Phantasie darüber nachdachte, umso bestimmter schien sein Weg ihm vorzugehen. — Weshalb zögerte er noch? Er war doch sein Feindling, der den Tod fürchtete. Gewiß, vielleicht war es nicht recht, seinem Leben willkürlich ein Ende zu machen; aber er hatte ja gar keine andere Wahl. Es war der einzige Ausweg, der seinem Fräulein die volle Freiheit geben konnte. Da Fridel eine gute Katholikin war, würde sie niemals in eine Scheidung willigen; davon war er überzeugt. Natürlich müßte alles aussehen wie ein Unglücksfall, denn niemals durfte Frida ahnen, was ihn in den Tod getrieben.
Ihre Villa lag hart am See. Wenn er morgen, Sonntag, zum Vergnügen mit dem Boot eine Sesselfahrt machte, konnte man seinen jähren Tod nur einem Unglücksfall zuschreiben. Mit diesem Entschluß schlief Helbling endlich ein.
Das „Morgen“ kam! Schon am Vormittag unternahm der unglückliche Mann die verhängnisvolle Fahrt. Mit fröhlichen Ruderschlägen trieb er das Schifflein weit hinaus in den See.
Er blickte um sich; weit und breit war nichts zu sehen; der Augenblick war gekommen, da er das kurze Glücksjahr mit seinem Leben bejahen wollte. Ein Windstoß schien sein Unternehmen begünstigen zu wollen: Das Boot legte sich auf die Seite und Emil Helbling verschwand in der Flut. — Wie fernes Brausen läute es an seine Ohren — dann war alles still.

„Emil, Mil, lieber Mil, werde doch endlich wach!“ Fridel stand am Bette ihres Mannes und suchte ihn vergeblich aus dem bleiernem Schlaf zu wecken. Als alles Rufen nichts half, beugte sie sich über den lieben Langschläfer, um ihm den Schlaf aus den Augen zu küssen. Das wirkte! Verwundert sah Emil Helbling um sich: „Na, wo bin ich denn?“ „Aber wo solltest Du denn sein, Männchen, als in Deinem Bett, und mußt nun schnell aufstehen; Du weißt doch, daß Du um 9 Uhr Rose vom Bahnhof abholen mußt.“
Jetzt fiel ihm wieder ein: ja, heute kam seine Schwester Rose aus der Pension heim.
Aber der See, das Boot? Erleichtert atmete Helbling auf — er hatte also nur geträumt! Aber Karl Behold? — Da verfinsterte sich sein Gesicht; der Handkuß, das war kein Traum!
In diesem Augenblick kam sein Fräulein mit dem Morgenkaffee. „Lieber Mil“, begann sie, „ich wollte Dich schon gestern Abend um etwas bitten; aber Du sahst so böse aus, daß ich mich nicht getraute. Ehe Du Rose abholst, mußt ich Dir's aber doch noch sagen; ich habe es Karl Behold versprochen: er will Dich heute um Roses Hand bitten! Da Du in letzter Zeit ihm weniger geneigt schienst, hat er mich so dringend gebeten, ein gutes Wort einzulegen, daß ich nicht umhin konnte, ihm dies zu versprechen. Nicht wahr, Du lässest die Beiden glücklich werden?“
Emil Helbling traute seinen Ohren nicht: „Rose? ja, woher kennt er denn Rose?“
„Ach, Behold ist doch von Neuenburg und hat Deine Schwester bei seiner Tante, wo Rose oft verkehrt, kennen gelernt. Nun weiß er, daß sie heute kommt, und ist deshalb gestern Abend noch gekommen, um sich meiner Fürsprache zu vergewissern.“ Da zog Helbling seine Frau an sich und bat ihr im stillen alles ab, was er ihr in Gedanken jemals zur Last gelegt hatte. Dann tat er einen befriedigten Atemzug, indem er sagte: „Die Rose, ja, er soll sie haben! Behold ist ein vortrefflicher, junger Mann, und mein Schwessterchen wird bei ihm wohl geborgen sein!“ „Du Güter! ich hab es gleich gesagt“, rief Fridel fröhlich, „daß Du den Beiden nicht vor ihrem Glück sein würdest!“
Emil Helbling hat seinem Fräulein den bößen Traum, in dem er sich um ihrtwillen das Leben nahm, nie erzählt!

Bitte, recht freundlich!
Der kleine Willie sollte zu Papa's Geburtstag photographiert werden. Die Mama war mit ihm zum Photographen gegangen, der seine ganze Lieberredungstunne und alle seine Liebesswürdigkeit anwandte, um Willie zum Stillhalten zu bewegen — es half nichts. Schließlich hat er die Mama, das Zimmer zu verlassen: „Ich glaube, wenn ich mit Ihrem Schönchen allein bin, komme ich eher an's Ziel.“
Nach fünf Minuten war die schwierige Operation beendet und zwar, wie der Photograph behauptete, außerordentlich erfolgreich.
Auf dem Heimwege fragte die Mama: „Warum hast Du still gehalten, nachdem ich das Zimmer verlassen hatte?“
„Warum? Weil der Mann zu mir gesagt hat: Du nichtsnutziger Bengel, wenn Du jetzt nicht auf der Stelle still hältst, haue ich Dir rechts und links hinter die Ohren, daß Dir Hören und Sehen vergeht ... und dann war ich halt still.“

Englischer Rindermund.
In einer Blauderei in einer englischen Zeitschrift verfaßt sich J. C. Wright mit Rindermund und teilt die folgenden hübschen Beispiele mit: Did erzählt seinem Freunde Tommy, daß seine Mutter einen neuen handgemalten Häcker bekommen habe. Vah! meint Tommy darauf verächtlich, das ist gar nichts, das ist unser ganzer Jamn auch. — Mama, sagt ein kleiner Junge, der vom Spaziergang nach Hause kommt, jetzt habe ich den Mann gesehen, der die Pferde macht. Wirklich? fragt die Mutter. Aber gewiß! entgegnet er eifrig. Er hatte gerade einen fertig, als ich ihn sah; er nagelte ihm nur noch die Hinterfüße an. — Ein Lehrer, der eifrig bestrift ist, in seinen Jungen den Patriotismus zu erwecken, fragt einen Schüler: Was denkst Du wohl, wenn Du den Union Jack hoch über ein Schachfeld wehen siehst? Ich denke, das ist windig ist, erwiderte der Junge. — Bobby sagte sein Abendgebet sehr leise. Ich kann dich ja nicht hören, mein Liebling, meinte die Mutter. Ach, sprach ja auch nicht zu dir, entgegnete Bobby prompt.

Bitte, recht freundlich!
Der kleine Willie sollte zu Papa's Geburtstag photographiert werden. Die Mama war mit ihm zum Photographen gegangen, der seine ganze Lieberredungstunne und alle seine Liebesswürdigkeit anwandte, um Willie zum Stillhalten zu bewegen — es half nichts. Schließlich hat er die Mama, das Zimmer zu verlassen: „Ich glaube, wenn ich mit Ihrem Schönchen allein bin, komme ich eher an's Ziel.“
Nach fünf Minuten war die schwierige Operation beendet und zwar, wie der Photograph behauptete, außerordentlich erfolgreich.
Auf dem Heimwege fragte die Mama: „Warum hast Du still gehalten, nachdem ich das Zimmer verlassen hatte?“
„Warum? Weil der Mann zu mir gesagt hat: Du nichtsnutziger Bengel, wenn Du jetzt nicht auf der Stelle still hältst, haue ich Dir rechts und links hinter die Ohren, daß Dir Hören und Sehen vergeht ... und dann war ich halt still.“

Englischer Rindermund.
In einer Blauderei in einer englischen Zeitschrift verfaßt sich J. C. Wright mit Rindermund und teilt die folgenden hübschen Beispiele mit: Did erzählt seinem Freunde Tommy, daß seine Mutter einen neuen handgemalten Häcker bekommen habe. Vah! meint Tommy darauf verächtlich, das ist gar nichts, das ist unser ganzer Jamn auch. — Mama, sagt ein kleiner Junge, der vom Spaziergang nach Hause kommt, jetzt habe ich den Mann gesehen, der die Pferde macht. Wirklich? fragt die Mutter. Aber gewiß! entgegnet er eifrig. Er hatte gerade einen fertig, als ich ihn sah; er nagelte ihm nur noch die Hinterfüße an. — Ein Lehrer, der eifrig bestrift ist, in seinen Jungen den Patriotismus zu erwecken, fragt einen Schüler: Was denkst Du wohl, wenn Du den Union Jack hoch über ein Schachfeld wehen siehst? Ich denke, das ist windig ist, erwiderte der Junge. — Bobby sagte sein Abendgebet sehr leise. Ich kann dich ja nicht hören, mein Liebling, meinte die Mutter. Ach, sprach ja auch nicht zu dir, entgegnete Bobby prompt.